

Deutschlandfunk

GESICHTER EUROPAS

Samstag, 17. September 2016 – 11.05 – 12.00 Uhr

KW 37

Blumen für Tito: Serbien und die Sehnsucht nach Jugoslawien

Mit Reportagen von Leila Knüppel und Manfred Götzke

Moderation und Redaktion: Gerwald Herter

Musikauswahl und Regie: Simonetta Dibbern

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Die Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in §§ 44a bis 63a Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© **Deutschlandradio** 

- unkorrigiertes Exemplar -

Ich war klein, als Jugoslawien blühte: als wir reisen konnten, richtigen Urlaub haben, Autos, ein normales Leben eben. Und meine Generation, ich bin 38, erinnert sich darum nicht mehr richtig. Es ist eine flüchtige Erinnerung – und dann werden wir nostalgisch. Weil wir das vermissen: ein normales Leben. Nichts Luxuriöses. Nur ein normales, nettes Leben.

...sagt eine Serbin am Grab Titos. Der Enkel des jugoslawischen Staatspräsidenten trauert den alten Zeiten – 25 Jahre nach dem Zusammenbruch des Vielvölkerstaats – ebenfalls hinterher.

Ich bin selbst sehr jugonostalgisch. Ich bezeichne mich auch selbst als Jugoslawen. Dass Jugoslawien nicht mehr existiert, habe ich nie verwunden, und so geht es auch den Menschen, mit denen ich spreche. Niemand hat die Bürger ja je gefragt, ob sich Jugoslawien auflösen soll.

Blumen für Tito. Serbien und die Sehnsucht nach Jugoslawien. „Gesichter Europas“ mit Reportagen von Manfred Götzke und Leila Knüppel.

Donnerstagabend, es ist acht Uhr. Im Café Pavle Korcagin im Zentrum Belgrads ist es noch nicht sehr voll. Die drei Musiker der Haus-Band sitzen an ihrem Stammtisch, direkt unter dem alten Jugo-Radiogerät, einem Tito Porträt in Öl – und einigen vergilbten Fotos:

Das sind Bilder von Arbeitseinsätzen der Jugendorganisation.

Es gab kein Geld dafür, aber Brüderlichkeit und Einheit gab es, in allen Ländern.

Ducan Golubovic stützt seine Arme auf den Tisch, schaut zu den anderen Musikern. Die nicken bei seinen Worten. Seit 15 Jahren spielen sie hier gemeinsam Gitarre, Akkordeon und Bass, lassen im rauch-geschwängerten Halbdunkel die Erinnerungen an Titos Jugoslawien aufleben.

Wenn es heute nach den einfachen Leuten ginge, dann würde Jugoslawien sicher noch existieren. Vielleicht sogar wachsen. Bulgarien, Albanien, Rumänien würden vielleicht dazukommen.

Das Korcagin ist voll gestopft mit Flaggen, Möbelstücken, Büsten und Bildern Titos. Alles Originale, über die Jahre zusammengetragen vom Besitzer und den Gästen der Kneipe.

Die älteren, die hierher kommen, möchten sich an die „Gute alte Zeit“ erinnern, sagt Gitarrist Ducan Golubovic, an die Zeit als Tito regierte, lange vor dem Zusammenbruch Jugoslawiens in den 90er-Jahren.

Schau dich hier um: Die Bücher, Schallplatten, Zeitungsausschnitte (...) Diese einfachen Dinge hier an den Wänden der Kneipe, die versetzen uns zurück, in die damalige Zeit.

Beim Erzählen wird der 57-Jährige selbst ganz nostalgisch.

Soziale Gerechtigkeit, Frieden gab es. Den Menschen ging es besser. Jeder konnte sich Strandurlaub leisten. Und: Es gab mehr soziale Gerechtigkeit. Die Krankenversorgung war kostenlos. Schule und Uni: kostenlos. Und der Pass. Wir brauchten nur für sehr wenige Länder Visa. Darum geht es beim Thema Jugo-Nostalgie.

Heute müssen die Leute denken, wir hätten damals den Himmel auf Erden gehabt.

Das war es. Genau das war es: der Himmel auf Erden.

Aus dem goldumrandeten Ölgemälde blickt Josip Broz Tito auf die drei Musiker herab, wie sie in ihren Erinnerungen schwelgen. 35 Jahre, bis zu seinem Tod 1980, regierte er die jugoslawische Föderation der sechs Balkanrepubliken. Früher hing sein Porträt in jeder Amtsstube, jetzt ist sein Bild nur noch an Souvenirständen gefragt - und in Nostalgiekneipen wie dem Korcagin.

Ich habe geweint, als er gestorben ist. Aber die Zeit vergeht – und es ist aufgedeckt worden, wer Tito wirklich war. Aber in Jugoslawien, damals, da war Tito eine Ikone.

Eine Gruppe Studenten kommt ins Café, die Jungs in Jeans und T-Shirts, die Frauen gestylt, in Minirock und Plateau-Schuhen. Sie bestellen serbisches Bier und den Grillteller. Das Korcagin ist nicht nur bei Rentnern beliebt, sondern auch bei jungen Leuten, die keine Erinnerungen an Titos Jugoslawien mehr haben.

Heute beginnen die Leute zu verstehen, wie fantastisch das war, was wir damals hatten: ein gutes Land mit einer funktionierenden Wirtschaft, guten Lebensstandard. Wir waren glücklich damals. Ich weiß das, denn meine Eltern erzählen mir immer davon.

Der 28-jährige Vuc Vucoradovic antwortet in nahezu perfektem Englisch. Er jobbt in einem Hostel an der Rezeption. Mit einer anderen Arbeit sehe es schlecht aus. Auch deswegen sehnt er sich zurück, nach diesem Traumland, von dem ihm seine Eltern so oft erzählen.

Unsere Generation hat einfach nicht die Möglichkeiten, unserer Eltern damals. Wir arbeiten, aber wir können kaum Urlaub machen oder so. Sie konnten das. Deswegen vermissen wir Jugoslawien sogar noch viel mehr als unsere Eltern. Auch weil sie den Krieg miterlebt haben. Das sorgt bei ihnen noch immer für böses Blut. Bei unserer Generation nicht. Es ist die gleiche Sprache, gleiche Kultur. Es gibt nur wenig Unterschiede.

Die Musiker haben ihr Bier ausgetrunken. Ducan Golubovic nimmt seine Gitarre, die anderen greifen sich Bass und Akkordeon – und stellen sich an einen der Tische. Sie spielen hauptsächlich für Trinkgeld, Dinar-Scheine, die die Gäste an den Balg von Dragan Bolics (sprich: Dragan Bolitschs) Akkordeon klemmen.

1982 konnte ich mir eine Wohnung von meinem Gehalt kaufen. Jetzt verdiene ich als Musiker nicht einmal genug, um das Bad zu fliesen.

Ja, früher seien sie durch alle Länder der Jugoslawischen Föderation gereist und hätten musiziert, sagt Golubovic.

Alle anderen Leute aus den ehemaligen jugoslawischen Ländern vermissen uns, die Musik, die wir spielen. Slowenen und Kroaten vor allem..

Ja, ja. Die Slowenen und Kroaten.

Vor 25 Jahren erklärten Slowenien und Kroatien ihre Unabhängigkeit, und setzten den Zerfallsprozess Jugoslawiens in Gang. Es folgten vier Kriege, mit Zehntausenden Todesopfern, mehr als 600.000 Menschen mussten ihre Heimat verlassen.

Hier im Korcagin wollen sie diese dunklen Zeiten vergessen - einige Bier, einige Lieder, einen Abend lang.

Die Kneipe ist jetzt bis auf den letzten Platz gefüllt.

Die Musiker sind mittlerweile bei ihren Top-Hits aus jugoslawischen Tagen angekommen: „Von der Vardar bis zum Triglav“ heißt das Lied.

Alles, was ich für Jugoslawien empfinde, steckt in diesem Lied.

An einem Tisch hinten links beginnen ein paar Junge Männer gleich bei den ersten Takten lauthals mitzusingen. *Von der Vardar bis zum Triglav, vom Djerdap zur Adria, Wie ein Perlenband, steht es stolz in der Mitte des Balkans, Jugoslawien, Jugoslawien.*

Sie kennen jede Zeile - und das, obwohl sie schon einige Bier hinunter gestürzt haben. Nach einigen Minuten stehen alle, halten sich in den Armen, schunkeln, schwenken die Bierkrüge, singen laut. Jugoslawien, Jugoslawien, ist im ganzen Korcagin zu hören. Jugoslawien, Jugoslawien.

Die Schriftstellerin Dubravka Ugresic floh während des Jugoslawienkriegs aus Kroatien, ging ins Exil nach Amsterdam. Dort hat sie auch ihren Roman „Das Ministerium der Schmerzen“ angesiedelt. Das Buch handelt von einer Dozentin für serbokroatische Literatur – in ihren Kurs kommen fast nur Flüchtlinge aus den Ländern des gerade zusammengebrochenen Jugoslawien. Sie haben sich eingeschrieben, um leichter an Papiere zu kommen. Die Dozentin lässt ihre Studenten Texte über ihre Erinnerungen an Tito und Jugoslawien schreiben; ein Land, das nicht mehr existiert, in das sie nie mehr zurückkehren können.

Die Tasche ist aus Plastik und an den roten, weißen und blauen Streifen erkennbar. Das billigste Reisegepäck der Welt, eine proletarisch-höhnische Antwort auf die „Louis-Vuitton“-Taschen. Sie hat einen Reißverschluss, der schnell kaputtgeht. Wer hat diese Tasche erfunden und millionenfach in Umlauf gebracht? Die Plastiktasche mit den roten, weißen und blauen Streifen sieht aus wie eine Parodie auf die jugoslawische Fahne ohne den roten Stern. Die Plastiktasche mit den rot-weiß-blauen Streifen reist durch Ost- und Mitteleuropa. Sie ist das Gepäck der Armen, das Gepäck der Emigranten, Flüchtlinge und Obdachlosen. In diesen Taschen reisten Jeans,

T-Shirts und Kaffee aus Triest nach Kroatien, Bosnien, Serbien, Bulgarien, Rumänien. Die rot-weiß-blau gestreifte Tasche ist ein Nomade, ein Obdachloser, ein Flüchtling, ein Meister im Überleben.

Mit einem gewissen Vorbehalt hatte ich meinen Schülern das Projekt einer Katalogisierung des ex-jugoslawischen Alltags vorgeschlagen. Ana war die schnellste gewesen mit ihrer Beschreibung der „Zigeunertasche“. Ich schlug vor, dass wir in diese fiktive Tasche unsere künftigen „jugonostalgischen“ Exponate packen sollten. „Was für Exponate?“, fragten sie. „Mentale. Alles, woran Sie sich erinnern. alles, was Ihnen wichtig erscheint. Unser Land ist untergegangen, und wir sollten etwas bewahren, bevor alles in Vergessenheit gerät.“ „Alles, was uns Spaß macht“, sagte ich. „Oder wehtut?“, fragte Selim. „Auch was uns wehtut.“

Einige hatten wie Selim die nächsten Angehörigen verloren, ihr Unglück wog am schwersten. Jetzt waren wir alle eine Art Rekonvaleszenten. Ich musste ein Gebiet finden, das uns allen gleichermaßen gehörte und am wenigsten wehtat. Das konnte nur unsere gemeinsame Vergangenheit sein.

„Serbien, du bist die Mutter des Kosovo und von Metohija“, singen Milenko und seine Freunde. Sie haben sich auf ein Mäuerchen vor dem Marakana gesetzt, dem Stadion von Roter Stern Belgrad. Sie trinken Bier, lassen die Nation Serbien hochleben. Und schreien heraus, dass das Kosovo doch eigentlich Teil Serbiens sei.

So stimmen sich auf das Spiel ein, das eigentlich wenig mit der Kosovo-Frage zu tun hat: Champions-League-Qualifikation gegen Ludogorets Razgrad aus Bulgarien.

Die bulgarischen Schlagzeilen waren: Dieses Spiel ist wie der erste Balkankrieg.

Das Spiel ist ausverkauft. Immer mehr Fans kommen den Hügel hinauf, zum Stadion. Dieses Spiel könnte dem Verein endlich wieder Glanz verleihen, wie Anfang der Neunziger, als sie den Europa- und Weltpokal holten. Damals, kurz bevor der Krieg begann.

Das ist das wichtigste Spiel der letzten zehn Jahre. In Serbien ist Roter Stern der einzige Club, der die Champions League gewonnen hat. Der größte Verein in Serbien.

Viele Hooligans!

Nicht Hooligans, Soldaten. Roter Stern hat die meisten Fans in Serbien. 60 Prozent in Serbien sind Roter Stern-Fans. Jeder kennt Roter Stern.

Am Straßenrand haben Reiterstaffeln, Polizisten mit Helm und Körperpanzer Stellung bezogen. An ihnen vorbei strömt es Richtung Stadion: Ein rot-weißes Fan-Meer: Trikots, Fahnen, Bierdunst. Dazwischen bullige Typen mit breitem Kreuz, Tattoos und schwarzen T-Shirts, darauf eine Landkarte: Großserbien. So wie sie sich ihr Land wünschen.

Ich glaube an ein Land, in dem alle Serben leben, das Serbien genannt werden sollte.

Für Aleksandar gehören die Gebiete Kroatiens und Bosniens, in denen größere serbische Minderheiten leben, ganz klar zu Serbien. Das Kosovo sowieso. Jugonostalgie – mit so etwas kann er nichts anfangen. Im Gegenteil.

denke: Fuck Jugoslawien. Genau das denke ich. Weil Serbien eine sehr viel längere Geschichte hat, als die anderen Republiken Ex-Jugoslawiens. Ich glaube an Großserbien, daran glaube ich.

Aleksandar steht inmitten einer Gruppe anderer Fans. Delije nennen sie sich. Die Mutigen. Seine Ansichten zu den Grenzen Serbiens lässt die anderen neben ihm nur nicken.

Der Fußballverein Roter Stern wurde in den 80er- und 90er-Jahren, vor den Jugoslawien-Kriegen zum Sammelbecken für Nationalisten. Oder Patrioten, wie Aleksandar sie nennt.

Und dann kam der Patriotismus, die Liebe zum Land. Deswegen sind die Delije-Fans dafür bekannt, dass sich viele freiwillig melden, um für ihr Land zu kämpfen. Und deswegen werden sie im ganzen Land geschätzt.

Mit der Unabhängigkeitserklärung Kroatiens und dem Kriegsausbruch wurde die Gewaltbereitschaft der Fußballfans kanalisiert und für Kriegszwecke genutzt. Zeljko Raznatovic, genannt Arkan, war Fanbeauftragter bei Roter Stern Belgrad. Er rekrutierte 1991 seine eigene Freiwilligengarde, die „Tiger“, aus dem radikalen Fanlager. Arkan und seine paramilitärische Einheit sind für Kriegsverbrechen in Bosnien, Kroatien und im Kosovo verantwortlich.

Doch darüber möchten Aleksandar und seine Fußballfreunde nicht sprechen. Enttäuschung, Empörung ist zu spüren, wenn die Rede auf den Krieg kommt.

Es war ein abgekartetes Spiel, hinter verschlossenen Türen... Um Ärger zu machen und ... Mist, die Polizei ist da.

Eine Polizeieinheit kommt im zügigen Schritt die Straße hinauf.

Wir dürfen hier kein Bier trinken. – Wir müssen gehen, Polizei.

Vor dem Stadion haben ältere Frauen Wäscheständer mit Roter-Stern-Schals und Flaggen aufgestellt, um schnell noch ein paar Dinar zu verdienen. Die Fans drängen an ihnen vorbei zu den Eingängen: Lücken im bröckelnden, graffiti-beschmierten Beton. Als das Stadion gebaut wurde, war es eines der größten weltweit. 54.000 Sitzplätze. Nun haben sich Geschichte und Geldmangel ins Mauerwerk gegraben.

Taschenkontrolle am Eingang: Spitze Gegenstände, Getränke, selbst Geldmünzen müssen abgegeben werden. Rechts und links am Eingangsboden liegen sie gleich Opfergaben - Dinar, Euro.

Drunten laufen bereits die Teams auf den Rasen.

Die bulgarischen Fans sind kaum zu bemerken: Nicht mehr als 30 sind gekommen. Ein kleiner grüner Klecks ganz oben rechts im Stadion, abgeschirmt durch Sicherheitskräfte. Mit mehreren Rängen Abstand von den Roten.

Zeljko Lukacevic sitzt mit seinem Sohn in der Südkurve. Dort wo die gemäßigten Roter-Stern-Fans sitzen - die Familienväter, Mütter und Kinder mit rot-weiß geschminkten Gesichtern.

Mit den nationalistischen Hardcore-Fans hat er nichts zu tun.

Es ist nur Fußball, für mich. Und für 70 Prozent der Leute hier auch.

Anpfiff: Lukacevic umarmt seinen zehnjährigen Sohn, lässt dabei die Augen nicht vom Spielfeld.

Der 47-jährige Manager war lange nicht mehr im Stadion. Vor dem Krieg das letzte mal. Dieses Spiel aber will er sich nicht entgehen lassen. Sein Sohn ist das erste Mal mit dabei.

Red Star war sehr wichtig für mich, vor den Kriegen in Jugoslawien. Denn als wir ein Land waren, Jugoslawien, da waren wir sehr gut im Fußball. Wir hatten ein paar gute Teams: Red Star, Dynamo in Zagreb, Hajduk in Split. Wir waren europaweit gut. Aber nach der Teilung war die ganze Welt gegen uns. Euer Land auch.“

Nach 17 Minuten fällt das erste Tor: 1:0 für Belgrad. Lukacevic bekreuzigt sich.

„Fickt die Bulgaren“, grölt das Stadion. Lukacevic singt für die ausländischen Gäste auf Englisch mit.

Ein noch verhältnismäßig moderater Text. Viele Serben sehen auch heute noch in Kroatien den Erzfeind, gefolgt von den USA und Albanien. Bei Spielen gegen die verfeindete Mannschaft Dynamo Zagreb aus Kroatien singen die Red-Stars deswegen auch schon mal „Tötet den Kroaten, damit der Albaner keinen Bruder hat“.

Bereits in den 80ern hatten sich die Zusammenstöße zwischen kroatischen und serbischen Fußballfans gehäuft. Der Höhepunkt: Das Spiel zwischen Dynamo und den Roter Stern Belgrad am 13. Mai 1990 in Zagreb.

Damals wurde gar nicht erst angepiffen: Schon vor dem Spiel gingen Hooligans beider Mannschaften aufeinander los. Mehr als 100 Menschen wurden verletzt.

Das sei sehr viel mehr als nur ein Fußballspiel gewesen, sagt ein Red-Star-Fan, der einige Reihen weiter sitzt. Damals habe der Krieg begonnen. Auch wenn es noch ein Jahr dauern sollte, bis der Krieg tatsächlich ausbrach. Und Jugoslawien endgültig auseinanderfiel.

In der Halbzeitpause holt Lukacevic Kekse für seinen Sohn heraus, andere Fans versorgen sich mit Würstchen und Cola, machen Selfies. Am Getränkestand stehen ein paar Teenager mit Glatzen und Roter-Stern-Tattoos auf den Waden. Als sie nur die Worte „Dynamo Zagreb“ hören, werden sie aggressiv.

*Was ist mit Dynamo Zagreb? Er hat Dynamo Zagreb gesagt.
Hau ab! Sag, er soll das lassen. Macht er sich über uns lustig?
Willst du uns verarschen? Du Affe aus Kroatien.*

Einer der Fans warnt: Sagt diese beiden Worte besser nie wieder im Stadion. Zur eigenen Sicherheit.

In der zweiten Halbzeit wendet sich das Blatt: Schnell steht es 2:1 für die Bulgaren. Manager Lukacevic stehen Tränen in den Augen. Ihm fällt ein, dass die Sonnenbrille sein Glücksbringer ist. Er steckt sie in den Hemdausschnitt.

Dann erzählt er vom Basketball.

Dort gäbe es eine Liga für alle Balkan-Länder.

Beim Fußball geht das nicht. Es gibt zu viel Hass. Da kann niemand von uns nach Kroatien gehen und andersrum auch nicht.

Die Sonnenbrille als Glücksbringer hilft nichts: Die Bulgaren stehen immer öfter im Strafraum der Serben. Schießen ihr drittes Tor. Kurz darauf das vierte. 4:2.

Immer mehr Zuschauer drängen zu den Ausgängen – ohne das Ende des Spiels abzuwarten. Auch Lukacevic packt zusammen. Die Hoffnung, dass eine serbische Mannschaft in Europa wieder oben mitspielen, ist dahin.

Er vermisst den Sport der jugoslawischen Zeit, die Titel und Pokale.

Ich bin nostalgisch, wir waren ein wunderbares Land, mit einem gutem Lebensstandard, Geld, Jobs. Aber das ist lange her. Das kommt nicht zurück. Und niemand möchte es zurück haben. Es gibt einfach zu viel Hass. Den kann man nicht ignorieren.

Er hebt seinen müden Sohn auf seine Schultern – und geht die Treppen hinauf. Das Spiel ist noch nicht abgepfiffen, aber für die Fans von Roter Stern Belgrad ist es schon verloren.

Drei junge Spanierinnen haben sich dem Marschall an die Brust geworfen. Machen Fotos mit ihm. Er aber verzieht keine Miene, hält die Hände hinter dem Rücken verschränkt, schaut ernst nach unten auf den Boden.

Dabei sei Josip Broz Tito eigentlich als Womanizer und Lebemann bekannt, erzählt Stadtführer Zelyko Petrovic. Mehrmals täglich steht er mit Touristengruppen vor der bronzenen Statue Titos, im Garten des Hauses der Blumen. Dem ehemaligen Palast des jugoslawischen Diktators.

Tito war ein großer Liebhaber, seine letzte Frau Jovanka war 32 Jahre jünger als er, er war ein Hedonist, liebte das Reisen, guten Wein, gute Zigarren, elegante Kleidung – er hat sich drei vier Mal am Tag umgezogen, ein charmanter Mann aber auch Workaholic, sein Arbeitstag begann um fünf Uhr morgens.

Die Stadtführung „Auf den Spuren des Kommunismus“ ist bei Belgrad-Touristen gefragt - egal, ob sie aus Polen, Frankreich, den USA oder Kuba kommen. Schließlich ist Tito, der das kommunistische Jugoslawien aufgebaut und 35 Jahre gelenkt hat, eine internationale Ikone. Fast so bekannt wie Che Guevara.

Er war ein großer Diplomat und Staatenlenker, er hat viele Regionen vereint und Konflikte in Europa geregelt. Das war sicher ein harter Job. Und daher denke ich, er ist ein toller Mensch gewesen. Und für die Leute hier ist er eine Ikone.

Für die alte Generation ist Tito derjenige, der Jugoslawien zu einer großen Staatsmacht gemacht hat. Nun ist Jugoslawien in viele kleine Länder zerfallen, ohne politischen Einfluss. Und deswegen träumen viele noch von damals. Tito hatte es geschafft, die Republiken zu einen. Doch als er starb, zerfiel alles sehr schnell.

1948, drei Jahre nach der Staatsgründung, brach Tito mit dem stalinistischen Regime in der Sowjetunion, schuf in seinem Land eine eigene Form des Kommunismus, erzählt Stadtführer Petrovic seiner Touristengruppe. Während des Kalten Krieges taktierte Tito geschickt zwischen Ost und West, gründete die Bewegung der Blockfreien Staaten – mit Ländern wie Ägypten und Indien.

Jugoslawien gehörte weder zum Westen noch zum Osten und hatte Partner in Afrika, Asien und Südamerika. Als Indiens Präsident Nehru starb, war Tito lange Zeit der einzige Repräsentant der Blockfreien Staaten. Er hat über 500 Spitzenpolitiker aus aller Welt getroffen und Jugoslawien bedeutsamer gemacht als es wirklich war.“

Ausgestattet mit gelbem Regenschirm und Titovka, der blauen Pionierkappe, führt der 28-jährige Guide seine Touristengruppe weiter, ins Allerheiligste: an das Grab Titos, drinnen im sonnenbeschienenen Wintergarten. Hier, zwischen Springbrunnen und Blumenbeeten hatte Tito ein Büro. Nun liegt er begraben unter einem weißen Marmorblock.

Meine Mutter hat geweint als er gestorben ist – die ganze Nation hat geweint. Es war eine schöne Zeit, wir haben gut gelebt.

Die Belgraderin Anka Lubitza ist heute mit Verwandten aus Rumänien ans Titos Grab gekommen. Für die war Jugoslawien damals ein Paradies.

Tito, Jugoslawien, das war für uns Freiheit. Er stand für alles was wir in Rumänien nicht hatten, Ceausescu hat aus seinem Land ein Gefängnis gemacht. Tito nicht.

Heute stehen sie hier ziemlich alleine vor dem Grab. Nur wenige Touristen gehen in kurzen Hosen und Flipflops zum Marmorblock, schießen Fotos. an jedem 4. Mai, dem Todestag Titos, ist es hier aber gerammelt voll, sagt Kuratorin Marija Djorgovic.

Es gibt hier dann lange Schlangen und eine regelrechte Prozession der Menschen, die hier eine Art Ritual praktizieren.

Die junge Historikerin beschäftigt sich mit dem Phänomen der Jugo-Nostalgie und mit dem Tito-Kult, bereitet eine internationale Konferenz zu den Themen vor. Wie sehr Tito verehrt wurde, zeigte sich bei seiner Beerdigung, sagt Djorgovic. Sie geht zu einer meterhohen Weltkarte am Eingang des Mausoleums: Nur etwa ein handvoll Länder sind grau unterlegt – die Staaten, die keine Delegation zur Beisetzung entsandt hatten.

209 Delegationen aus 127 Ländern waren bei der Beerdigung. Titos Beerdigung gilt als eine der größten im 20. Jahrhundert. Nur zur Beisetzung von Papst Johannes Paul II kamen mehr Menschen. Aber zu der Zeit war es die größte, die es je gegeben hat.

Und das zu Hochzeiten des Kalten Krieges.

Die andere Seite des Mausoleums nimmt eine lange Vitrine ein: Hier stehen dicht an dicht kunstvoll verzierte Holzstäbe. Stafetten für den jährlichen Staffellauf, der damals immer an Titos Geburtstag abgehalten wurde.

Diese Stafetten wurden von verschiedenen Gruppen hergestellt, an ihrem Aussehen erkennt man, wen sie repräsentieren. Die hier wurden von den Pionieren gemacht, die von Feuerwehrleuten, und die da vom Jagdverband. Die Leute bringen sie bis heute mit und legen sie auf Titos Grab. Jedes Jahr bekommen wir etwa zehn davon.

Ein paar Jahre nach Titos Tod wurde dieses Großereignis abgeschafft. Jetzt gibt es den Lauf wieder. An die 10.000 Menschen aus allen Balkanländern kommen jedes Jahr.

Die Leute denken kaum daran, wie ihr Leben in der Tito-Ära wirklich war. Die Erinnerung ist selektiv. Die Jugo-Nostalgie sagt eigentlich mehr über die Gegenwart aus, als über die Vergangenheit. Und je unsicherer das Leben der Menschen heute ist, desto stärker prägt sich diese Jugonostalgie aus.

Am Ausgang des Blumenhauses liegt Marija Djorgovic' Hauptforschungsobjekt. Das dicke Kondolenzbuch. Auf der letzten Seite steht der Eintrag eines Touristen aus Chile: „Good job, Tito.“

Mittags vor dem serbischen Parlament: Josip Joska Broz kommt für eine kurze Pause aus dem Abgeordnetenhaus, setzt sich auf eine Bank im Park gegenüber. Er sieht müde aus, seit dem frühen Morgen stellt die neue serbische Regierung ihr Programm vor. Mehrere 100 Seiten, die verlesen werden.

Jeder Abgeordnete kann 20 Minuten lang dazu Stellung nehmen. Das dauert alles viel zu lang und läuft nicht besonders gut.

Broz ist der einzige Kommunist im serbischen Parlament. Und einer der Enkel Titos, noch immer glühender Anhänger seines Großvaters.

Er hat mich und meine Schwester aufgezogen, nachdem unsere Eltern sich scheiden ließen. Tito hat uns nie geschlagen und uns immer nur das beigebracht, was wirklich wichtig ist. Zum Beispiel, dass wir von unserer eigenen Arbeit leben sollen – und nicht von unserem Nachnamen.

Vor sechs Jahren hat Broz die kommunistische Partei Serbiens gegründet. Nun hat er zum ersten Mal einen Parlamentssitz ergattert, mit Hilfe der Sozialisten. Die haben ihn auf ihre Wahlliste gesetzt, um mit dem Namen Broz die Stimmen der Jugonostalgiker abzugreifen. Allein hatte seine Partei bisher keine Chance, über die 5-Prozent-Hürde zu kommen.

Wir hatten einfach nicht die Ressourcen, um selbst Wahlkampf zu machen. Aber das heißt jetzt nicht, dass ich für die Sozialisten immer die Hand hebe. Ich werde die Interessen der Bürger repräsentieren, die uns gewählt haben.

Während des Gesprächs blicken die Leute immer wieder rüber. Der 68-Jährige sieht seinem Großvater sehr ähnlich. Die halblangen graumelierten Haare sind nach hinten gekämmt, wie der Opa legt er Wert auf vornehme Anzüge. Am Revers prangt das Parteiabzeichen, Hammer und Sichel auf rotem Grund. Wie in alten Zeiten.

Ich bin selbst sehr jugonostalgisch. „Wo immer ich hinkomme: alle trauern der Einheit und der Brüderlichkeit hinterher, die jemand mit diesen Kriegen in den 90ern zerstören wollte, wo ein Bruder den anderen umgebracht hat.

Broz steht auf, er muss wieder zurück ins Parlament. Von der alten und neuen Regierung von Premier Aleksander Vucic hält er wenig. Sie hätten sich von der EU und den USA erpressen lassen, die Wirtschaft sei in der Hand westlicher Großkonzerne.

Damals hatten wir alles, wir hatten kostenlose Bildung, man konnte alles machen. Das einzige was man nicht durfte war, das Land verfluchen: Heute kannst du das Land verfluchen, aber sonst gar nichts, weil du ein Sklave bist und nicht mal in deinem eigenen Haus sicher.

In der zweiten Grundschulklasse gab die Lehrerin uns auf, etwas Schönes über Tito zu schreiben. Sie sagte, dass er im Krankenhaus sei, dass man ihm ein Bein amputiert habe und er sich über etwas Schönes freuen würde. Ich schrieb, ich möchte gerne eine Nachtigall sein, dann flöge ich zum Ohr des Genossen Tito und weckte ihn mit meinem Zwitschern. Die Lehrerin lobte mich und verlas meinen Text vor allen. Später lachten mich meine Schulkameraden aus. Sie nannten mich „Nachtigall“.

Das kam auch meiner Familie zu Ohren. Als sie erfuhren, was ich geschrieben hatte, lachten alle, besonders mein Alter. Kurz darauf starb Tito. Mein Alter weinte. Die ganze Familie guckte sich drei Tage lang im Fernsehen die Beisetzung in Belgrad an und weinte. Am meisten gefiel ihnen, dass viele Staatsmänner gekommen waren. „So viele Menschen, und alles bekannte Leute“, sagte meine Alte. Es machte ihnen Spaß, die fremden Namen falsch auszusprechen. Ich sagte ihnen, dass man Margaret Thatcher sagt und nicht Tratscher. „Halt die Klappe, Nachti! Flieg lieber zum Kühlschrank und bring mir im Schnabel eine Flasche Bier“, sagte der Alte. Alle kugelten sich vor Lachen. Jugoslawien war ein schreckliches Land. Dort logen alle, wie heute auch. Nur dass sich jetzt jede Lüge verfünffacht.

Draußen scheint die Belgrader Sonne, Jovan Jovanovics hagerer Schattenriss zeichnet sich gegen die leuchtenden Fenstervierecke ab. Den Kopf nach vorn gebeugt, die Hände auf die dünnen Oberschenkel gestützt, sitzt der alte Herr im Besuchersessel von Historiker Srđan Cvetković, zwischen vergilbten Büchern und historischen Dokumenten.

Der Herrgott weiß, warum er mich am Leben gelassen hat. Ich kann nicht schweigen. Mein Vater ist erschossen von Kommunisten und liegt in einem Massengrab von Zajecar.“

85 Jahre ist Jovanovic nun alt. Mehr als 60 Jahre seines Lebens hat er gesucht: Nach seinem Vater, nach dem Grab seines Vaters, nach Gewissheit.

Wir haben mit Doktor Cvetkovic endlich vor drei Jahren ein Buch gefunden, wurde von jugoslawischen Sicherheitsdienst, UDBA, freigegeben und dort unter 441 habe ich meinen Vater gefunden. – Reporterin: In den Listen von den erschossenen Leuten. - Ja, von den erschossenen Leuten. Und da steht: Volksfeinde Jugoslawiens.

Historiker Srđan Cvetković holt einige Papiere aus seinem Schreibtisch. Ordentlich, mit Schreibmaschine geschriebene Listen.

Das sind nur die Unterlagen von einem Ort. Das sind die Dokumente von den Menschen, die allein in zwei Tagen dort hingerichtet wurden. 500 Leute. Von einem Dorf. Das erste Mal konnten wir in diesem Dokumenten sehen, dass der Staat früher sehr genau Buch geführt hat über die Hinrichtungen.

Name um Name. Blatt um Blatt. Systematisch dokumentiert. Die Opfer des Tito-Regimes.

Wir reden insgesamt über mindestens 60.000 Menschen, die ihr Leben verloren haben. (Außerdem 200.000 Menschen, die eingesperrt wurden, innerhalb von acht Jahren, 1945 bis 1953.) Manche von ihnen wurden ohne Gerichtsurteil einfach hingerichtet. Nur 3000 wurden angeklagt und zum Tode verurteilt. Viele starben aber auch in den Lagern. Darunter viele Zivilisten, Frauen, Kinder.

Cvetković legt die Dokumente zurück in den Schreibtisch.

Das Möbelstück sei übrigens von Gefangenen in den 50ern geschreinert worden, erzählt der 44-Jährige mit den leuchtend blauen Augen.

Und in diesem Gebäude war die Zentrale der Kommunistischen Partei 1945 bis 1953. Djilas, Rankovic, Tito und viele andere waren hier.

Wo früher die Genossen berieten, ist heute das Hauptquartier der kleinen „Historiker Guerilla“ – so nennt Cvetković sich und seine freiwilligen Helfer: Gemeinsam versuchen sie zu ermitteln, wo Opfer des Tito-Regimes hingerichtet und verscharrt wurden. Und das ausgerechnet hier, wo Tito früher Befehle gab.

Cvetkovics Besucher, der 85-jährige Jovan Jovanovic, ist dabei ein wichtiger Zeuge. Er der letzte Überlebende, der die Massengräber Titos damals gesehen hat. 1944, kurz nach den Erschießungen; als er seinen vom Geheimdienst verhafteten Vater suchte.

Ich war zwei Tage nach der Erschießung an Ort und Stelle. Habe Schrecklichkeit gesehen. Diese Drähte von Leuten, die gebunden waren, die blutigen Stöcke, mit denen Leuten geschlagen wurden. Und dann habe ich gesehen, dass die Hunde ziehen. Weil, die waren natürlich so oberflächlich begraben. Ich habe eine Hand gesehen aus Erde ragend. Und habe gedacht, vielleicht ist es mein Vater. Schrecklich war es. Ich war 14.

Damals 1944, als Titos Partisanentruppen die deutschen Besatzer besiegt hatten, gingen sie nicht nur gegen die deutsche Minderheit im Land vor. Industrielle, Großgrundbesitzer, Priester oder Royalisten fielen dem

kommunistischen Regime ebenfalls zum Opfer, wurden inhaftiert, gefoltert, getötet.

Mein Vater wurde Volksfeind und Kriegsverbrecher genannt. Obwohl ... der war Kaufmann, der war Industrieller, der hatte kein politischen Einfluss oder Angehörigkeit zu einer militärischen Organisation. Nein, der war wirklich nur Kaufmann, Industrieller. Mein Vater war wie viele, Hunderte, Tausende, ohne Begründung, einfach so erschossen, ohne Gericht natürlich sowieso.

Eigentlich ist Cvetkovic längst mit einigen anderen Freiwilligen aus seinem Team verabredet. Sie warten bereits im Büro. Ein Architekt und ein Ingenieur. Gemeinsam wollen sie einen Ort besichtigen, der sich als Gedenkstätte für die Tito-Opfer eignen könnte.

Doch Jovanovic ist nicht zu stoppen. Zu lange hat er geschwiegen. Nun muss er einfach erzählen; von dem Unrecht, das ihm und seiner Familien widerfahren ist.

Meine Mutter, meine Schwester und ich sind halb nackt aus dem Haus mit Gewehren raus getrieben, auf die Straße geworfen. Ich habe hier auch kein Recht zur Schule zu gehen.

Später floh Jovanovic nach Deutschland, studierte Medizin, arbeitete als Arzt. Aber selbst dort wurde er vom jugoslawischen Geheimdienst UDBA beobachtet. So steht es in seinen Geheimdienst-Akten, in die er mittlerweile Einsicht nehmen konnte.

Die haben mich in Deutschland auch verfolgt wie hier. Aber, mein Gott, ich bin noch am Leben. Jetzt werden wir sehen, wie es weitergeht.

Cvetkovic setzt sich seine Schiebermütze auf, greift seinen Rucksack. Auch Jovan Jovanovic steht auf. Etwas unsicher. Aber helfen lässt er sich nicht.

Mit dem alten, klapprigen Fahrstuhl geht es runter.

Draußen, vor dem Museumsbau zeigt der Historiker auf ein Graffiti, das zum Museumseingang führt, in dem Srđan Cvetković sein Forschungsergebnisse in einer Ausstellung präsentiert. Das Graffiti brandmarkt den Historiker als „bösen Kapitalisten“ und Nestbeschmutzer.

Es gab Proteste von Neo-Kommunisten. Ich bin die dunkle Seite.

Cvetkovic lacht, seine Augen leuchten. Er stellt sich für ein Handyfoto vor das Graffiti, grinst.

Dann läuft er vorweg zum Auto, durch das Shopping-Einerlei der Belgrader Fußgängerzone. Seine Mitarbeiter können ihm kaum folgen.

Hier sei die Schaltstelle des kommunistischen Geheimdienstes OZNA gewesen, erzählt er und zeigt auf ein unscheinbar-graues, fünfstöckiges Gebäude:

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Menschen hierher zum Verhör gebracht, wurden gefoltert. Viele überlebten dies nicht. Offiziell hieß es dann vom Geheimdienst OZNA, sie seien aus dem Fenster gesprungen, hätten Selbstmord begangen.

Cvetkovic möchte sich das Gebäude von innen ansehen. Auch wenn er nicht glaubt, Spuren von damals zu finden.

Der Pförtner wirft das Historiker-Team aber nach ein paar Minuten raus. Vor allem der Ingenieur aus Cvetkovics Team erbot sich über den Rausschmiss.

Die Hälfte meiner Familie ist von diesen Mistkerlen erschossen worden. Und nun behandeln sie uns so.

Cvetkovic setzt sich ins Auto. Die anderen Männer steigen hinten ein. Sie wollen sich den Ort ansehen, an dem das Mahnmal für die Opfer des Kommunismus errichtet werden soll.

Der Historiker lenkt das Auto über die Stadtautobahn, vorbei am Haus der Blumen, wo Tito begraben liegt, in einen Villenvorort.

Er parkt den Wagen am Rande eines Neubaugebietes. Eine letzte unbebaute Fläche ist geblieben. Ein Dschungel aus meterhohem Gras, Brennnesseln.

Cvetkovic bahnt sich seinen Weg zu einem alten Brunnen.

Wo wir jetzt stehen war früher ein Park. Dort hinten, wo das Neubaugebiet beginnt, wurden sie hingerichtet. Dort sind die Massengräber. Tausende Menschen liegen da. Sie wurden in zwei, drei Monaten Ende des Zweiten Weltkriegs getötet. Ich habe hier als Kind gespielt – und als ich in der Erde gegraben habe, habe ich Knochen gefunden.

Es beginnt zu dämmern. Die Männer bahnen sich ihren Weg zurück, durch hohe Gräser, blühende Blumen. Überall, in ganz Serbien, befinden sich solche Massengräber, erzählt Cvetkovic. Er bekomme jedoch keine Genehmigung, um die Toten zu exhumieren und angemessen zu bestatten.

Über den Massengräbern liegt jetzt Rollrasen. Neubauten mit Rosenbeeten, Gartenstatuen und Thuja-Hecke. Aus der Einfahrt gegenüber des geparkten Autos klingt Popmusik, ein Hausbesitzer poliert seinen neuen Audi. Feierabendstimmung in einem Vorort Belgrads.

Als ich kürzlich wieder nach Hause kam, zu meinen Eltern, öffnete ich die Tür des Schanks, den sie „Speisekammer“ nannten. Auf der Innenseite war das Titelbild eines Magazins ungeschickt mit Tesafilm befestigt. Es war ein Foto von Tito in Marschalluniform. Ich glaubte, Papa und Mama hassten Tito, obwohl sie es nie laut äußerten. Papa hatte vier Jahre bei den Partisanen für ein neues Jugoslawien gekämpft und wenige Jahre später unschuldig im Lager geschmachtet. Jetzt schmachtete sein „Exekutor“ zwischen bescheidenen Vorräten an Reis, Mehl, Zwiebeln und Kartoffeln wie in einem häuslichen Schrein. Papa und Mama hatten ihn rehabilitiert. In der Speisekammer. Die Zeit mit Tito war offenbar besser als die heutige, nur dass sie das nicht laut zu sagen wagten, so wie sie zu Titos Zeiten vieles nicht sagen durften.

Mit dem Verschwinden des Landes musste auch die Erinnerung an das Leben dort verschwinden. Den neuen Machthabern genügte nicht die bloße Macht: In den neuen Staaten hatten Zombies zu leben, Menschen ohne Gedächtnis. Die jugoslawische Vergangenheit wurde öffentlich geschmäht, die Menschen wurden aufgefordert, sich von ihrem früheren Leben loszusagen. Filme, Bücher, Popmusik, Witze, Fernsehen, Erzeugnisse, Zeitungen, Nachrichten, Sprache, Menschen – alles musste aus der Erinnerung verbannt werden. „Jugonostalgie“, die Erinnerung an das Leben im ehemaligen Land, wurde zum Synonym für politische Subversion.

Die Mittagshitze liegt träge in den menschenleeren Gassen zwischen den Avala-Filmstudios. Schauspieler, Regisseure oder geschäftige Produzenten sind nirgends zu entdecken. Nur eine Katze streift um die Straßenecken der früher so berühmten Studios. .

Zu Tito-Zeit entstanden hier jugoslawische Blockbuster und internationale Koproduktionen mit Orson Welles und Sofia Loren. Jetzt wird nur noch selten gedreht. Und wenn, dann eher Quizshows oder Daily Soaps.

Ganz hinten, vor einem der Gebäude stehen ein paar junge Frauen und rauchen. Hier hat Emotion Production seine Büros: Sie produzieren Veliki Brat – das Big Brother des Balkans.

Produzent Vuk Vucicevic ist in Eile. In einer Stunde hat er den nächsten Termin. Obwohl er erst 34 Jahre alt ist, gehört er schon zu den Routiniers im Fernsehgeschäft, hat alle fünf Staffeln von Big Brother mitproduziert.

Es läuft großartig, in Kroatien lieben sie die Show, in Bosnien lieben sie die Show, in Serbien auch. Jeder liebt die Show. Auch die Quoten waren am Anfang außergewöhnlich, es war damals die beliebteste Sendung im Fernsehen, in allen Ländern.

Der groß gewachsene Fernsehmann gibt seinen Mitarbeitern ein paar Anweisungen, führt seinen Besucher dann in den Schneiderraum.

Atmo in den Schnittraum gehen

Als Veliki Brat vor zehn Jahren startete, war es die erste Fernsehshow, bei der Kandidaten aus fast allen ex-jugoslawischen Ländern mitmachten. Serben, Mazedonier, Kroaten, Slowenen. Zusammengepfercht in einen Container.

Erstmal haben wir das aus finanziellen Gründen gemacht. Aber auch, weil wir einige Jahre nach dem Krieg die Leute aus der Region wieder zusammenführen wollten. Wir wollten etwas Nettes, Verbindendes schaffen. Der Titel der ersten Show war: küsse deinen Nachbarn.

Am Schneidetisch scrollt Cutter Milorad Milic durch die letzte Staffel der Show. Vucicevic schaut ihm dabei über die Schulter.

Der da ist aus Kroatien, der ist Serbe und der da ist aus Bosnien. So, da kommt noch eine Kandidatin, auch aus Kroatien ins Bild. Und der ist aus Mazedonien, der hat am Ende auch gewonnen.

Auf dem Bildschirm schreit der serbische Rapper Luca seinen bosnischen Mitbewohner Goran an. Männer aus zwei Staaten, die vor 20 Jahren Krieg gegeneinander geführt haben.

*Ehrlich gesagt, Du kannst mich mal!
Leute, man kann das alles sehen, da draußen!*

Am Tag 15 im Container streiten sie über die Musikauswahl. Luca will nur Rap hören, keinen Folk, wie die anderen.

Ihr singt die ganze Zeit zusammen, ich will auch mal einen Song, ich kann euren Gesang echt nicht mehr hören.

Der hier ist der Rapper, er mag die Landsleute nicht, und so.

Aber klar: der Reiz der Show liegt schon darin, die Leute aus unseren Nachbarländern zu beobachten, nach dem Krieg, nach allem was passiert ist: wie verhält sich der Serbe, wie verhält sich der Kroat, klar.

Ein Kroat, ein Bosnier und ein Serbe zusammengewürfelt in einen Container – ob das gut geht? – So sicher waren sich die Macher anfangs nicht. Schon beim Casting hat Vukicevic deswegen darauf geachtet, sich keine Nationalisten in den Container zu holen. Auf dem 30-seitigen Fragebogen für die Kandidaten spielten deswegen auch politische Einstellungen eine Rolle.

Wir hatten ein spezielles Team aus Journalisten, Psychologen und Produzenten, die sich die Fragebögen angeschaut haben - und Nationalismus war das erste was wir ausgeschlossen haben.

Auf dem großen Monitor am Schneidetisch weist Ivona, eine füllige blonde Frau, einen jüngeren Container-Bewohner rabiat zurecht. Die Serbin um die 50 sei das Alphatier in der Gruppe, sagt Vukicevic.

Sie weiß einfach alles besser. Hier hat sie ein Problem damit, wie der andere isst. Zu 90 Prozent streiten sie sich ums Essen und um die Zigaretten.

Es gibt bei allen Diskussionen nur eine Regel: Es ist nicht erlaubt, über Politik zu sprechen, über Religion oder Nationalität: Ey, Du bist aus Kroatien, du bist aus Bosnien, alles andere ist erlaubt. Wir wollten die Show nicht auf diesen negativen Dingen aufbauen. Jeder kennt die Probleme, die wir hier in der Region hatten. Die Show sollte in eine positive Richtung gehen, wir wollten etwas Schönes, Nettes zeigen: Liebe, Freundschaft, solche Dinge.

Milic scrollt weiter durch das Material: Zu den beliebten Nachtszenen in den Betten. Im grobkörnigen schwarz-grün sind ein Mann und eine Frau zu erkennen – eng umschlungen.

Sie hier, die Kroatin war mit dem Typen da zusammen - der ist aus Bosnien“!

Das Motto der Show: Küsse deinen Nachbarn haben sie schon nach zwei Tagen im Container beherzigt. Schon in der ersten Staffel vor zehn Jahren ging es heiß her.

Da hatten wir die erste Affäre zwischen einem kroatischen Typen und einem serbischen Mädchen, das hat bis zum Ende der Show gedauert, und die waren danach noch drei Jahre zusammen.

Damals vor zehn Jahren war die serbisch-kroatische Liaison wochenlang Thema in fast allen Zeitungen auf dem Balkan. Heute, fünf Staffeln später seien solche Beziehungen Normalität. Und zwar nicht nur bei Veliki Brat, sagt Produzent Vuk Vukicevic. Die ewigen Fragen nach Nationalitäten und kulturellen Unterschieden - ihm geht das eigentlich nur noch auf die Nerven.

Für mich ist es einfach völlig normal mit Leuten aus den anderen Ländern zusammenzuarbeiten. Ich bin andauernd in Zagreb, in Lubljana in Sarajewo unterwegs, für mich ist es kein Thema mehr, aus welchem ex-jugoslawischen Land jemand kommt.

Vukicevic muss weiter, zum nächsten Termin. Vor dem Schneiderraum verabschiedet er sich.

Draußen geht es wieder durch die menschenleeren Gassen der alten jugoslawischen Kinowelt. Ein Straßenzug ist abgesperrt: Die Häuser dort sind schwarz vom Rauch eines Gefechts, Türen und Fenster geborsten von

den Bomben. Die zerstörten Häuserfronten: Fassaden für einen Film. Hier ist der Krieg nur noch Kulisse.

„Blumen für Tito. Serbien und die Sehnsucht nach Jugoslawien“.
Das waren „Gesichter Europas“ mit Reportagen von Manfred Götzke und Leila Knüppel.

Die Literatúrauszüge stammen aus dem Roman „Das Ministerium der Schmerzen“ von Dubravka Ugresic, erschienen im Berliner Taschenbuchverlag. Simone Pfennig hat sie vorgetragen.

Musikauswahl und Regie: Simonetta Dibbern

Ton und Technik: Michael Morawietz und Kathrin Fidorra.

Redakteur dieser Sendung war Gerwald Herter.